

**„KONTOFÜHREN“ IN ZEITEN DES NICHT-WISSENS
ERKUNDUNGEN ZUR PROBLEMATIK „PRODUKTIVER ARBEIT“ ANHAND EINES VERGLEICHS
ANALYTISCHER UND SYSTEMTHEORETISCHER WAHRHEITSKONZEPTIONEN**

in: *Wahrheit in Zeiten des Wissens*. Themenheft der Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 1/2007

Abstact:

Die vorliegenden Überlegungen sind Teil eines Projektes, die Bedingungen auszuloten, unter denen in einer „polykontexturalen“ Gesellschaft von „Produktivität“ bzw. „produktiver Arbeit“ gesprochen werden kann. Erkundet wird hier, inwieweit Erkenntnisse der analytischen und pragmatischen Philosophie zur *Unterstellung* von Wahrheit vor dem Hintergrund soziologischer Einsichten zur *Funktion* von Wahrheit, Instrumente zur Hand geben, die helfen, die Bedingungen hochdynamisierter Produktivitätszuschreibungen, wie sie dem Arbeitsprozess heute zugrunde liegen, zu verstehen.

EINLEITUNG

Produktivität ist, so lässt sich annehmen, ein zentrales Anliegen jeglicher Arbeit. Ihre Planung und Kalkulation ist in der Moderne allerdings anspruchsvoll geworden, und ihre Garantie, so scheint es, unmöglich. Ob Arbeit *produktiv* ist, sprich ob sie mehr *Output* generiert, als sie *Input* erfordert, ist eine Frage, die sich, ob der Vielzahl der dabei in Rechnung stehenden Faktoren, nicht mehr ohne weiteres beantworten lässt. Wie ich in einer Reihe von Arbeiten¹ zu dieser Frage zu zeigen versucht habe, steht ihrer Beantwortung heute zum einen die *Differenzierung* der jeder Arbeit zugrundeliegenden Knappheitswahrnehmungen (Problemsichten) entgegen, die fatalerweise gerade durch die Versuche, ihren Folgen – etwa durch *Organisation* – Herr zu werden, stets weiter befördert wird. Und zum anderen steht dem, sehr tiefgreifend, die nicht zuletzt in folge dieser Differenzierung mittlerweile auf Dauer gestellte *Problematisierung* der Arbeitsvoraussetzungen entgegen, die – befördert von systematisch darauf abzielenden Einrichtungen wie dem Wissenschaftsbetrieb – dafür sorgt, dass jene Vielzahl an Werten, Normen, Erwartungen, Regeln und Ordnungen, die die Arbeit bisher längerfristig trugen, in der Moderne folgenreich *hinterfragt* und damit „verflüssigt“ werden. Grundlegende Annahmen, wie etwa die, dass Arbeit, die monetäre *Mehrwerte* schafft, als *produktiv* gilt, werden in einer Gesellschaft fragwürdig, die in ihrer Heterogenität nun auch – und zwar nicht mehr nur partikular, sondern mit sozialer Tragweite – wahrnehmen kann, dass die selbe Arbeit die Umwelt verschmutzt, dass sie Arbeitsplätze vernichtet, dass sie ihre Gewinne außer Landes lukriert und dass sie grundsätzlich damit einer Dynamik unterliegt, die aus sich heraus Wertschöpfungen beständig *verschiebt*. Festzustellen, was in einer solchen Gesellschaft als *produktiv* gelten könnte, wird zu einem aufwendigen Unterfangen, das, weil es selbst dieser Dynamik unterliegt, seine Antworten auf „Unwägbarkeiten“ basieren muss, das, anders gesagt, gezwungen ist, *systematisch mit Nicht-Wissen zu operieren*.

Um einem Produktivitätsbegriff, der heutigen Arbeitsbedingungen angemessen wäre, auf die Spur zu kommen, könnte es daher hilfreich sein, dieses „Operieren mit Nicht-Wissen“ genauer in Augenschein zu nehmen. Interessanterweise scheinen sich dazu unter anderem auch eine Reihe von Überlegungen anzubieten, die auf den ersten Blick gar nichts mit Arbeit zu tun haben. Im folgenden werde ich diesbezüglich einerseits Erkundungen der analytischen

¹ Füllsack 2006a, b, c, d.

und pragmatischen Philosophie zum „philosophischen Klassiker“ *Wahrheit*, und andererseits Überlegungen der theoretischen Soziologie zu deren *Funktion* betrachten. Interessanterweise scheint sich dabei, abgesehen von der vermuteten Relevanz für die Produktivitätsproblematik, auch so etwas wie eine fächerübergreifende „Nähe“ oder zumindest Anschließbarkeit der Erkenntnisstände von analytischer Philosophie und theoretischer Soziologie abzuzeichnen. Die folgenden Ausführungen werden deshalb, außer dem *Mehrwert* für ein besseres Verständnis von Produktivitätszuschreibungen, auch die Möglichkeit einer „interdisziplinären Annäherung“ zwischen den mitunter bis zur „Unproduktivität“ inkommunikablen Disziplinen Philosophie und Soziologie im Auge behalten.

I. WAS HAT „WAHRHEIT“ MIT ARBEIT ZU TUN?

Auf die Annahme, dass sich die philosophische Wahrheitsdebatte eignen könnte, als Anschauungsbeispiel im Zentrum von Überlegungen zu stehen, die einem der Moderne angemessenen Produktivitätsbegriff auf die Spur zu kommen versuchen, bringt zunächst die vor allem von der Ethnologie angelieferte Einsicht, dass die Frage nach Wahrheit in gewissem Sinn ein „Zivilisationsphänomen“ ist. Einfache Gesellschaften, so wird betont, unterscheiden in der Regel nicht zwischen „x ist“ und „Es ist wahr, dass x ist“.² Solche Gesellschaften *wissen*, so könnte gesagt werden, ohne zu wissen, dass sie etwas wissen. Wissen ist für sie bloßes *Vollzugs-*, oder wie wir hier sagen, *Erst-Ebenen-Wissen*, ein Wissen von Akteuren also, die, was sich etwa im Zuge von Irrtümern als „falsch“, weil *unbrauchbar* erweist, sofort wieder aussondern und nicht weiter beachten.³ In der rudimentären *Arbeitsteiligkeit* solcher Gesellschaften stehen, anders gesagt, keine sozialen Teilbereiche oder Einrichtungen (dauerhaft) zur Verfügung, in deren Rahmen es Sinn machen könnte (in dem es „ökonomisch rational“ wäre), „falsches“, sprich also vom allgemeinen Wissensstand *abweichendes Wissen* aufzubewahren und seine Relevanz zu *behaupten*. Der allgemeine Wissensstand solcher Gesellschaften ist, anders gesagt, relativ homogen, undifferenziert, „ganzheitlich“⁴, weil ihre Mitglieder – gedacht sei exemplarisch etwa an neolithische Gesellschaften – im wesentlichen an gleichen oder zumindest ähnlichen Problemlösungen arbeiten. Die Problemlösungstätigkeit dieser Gesellschaften, sprich ihre *Arbeit*, erfordert keine Unterscheidung zwischen „wahr“ und „falsch“.

Diese Unterscheidung gewinnt erst Relevanz, wenn im Zuge *fortschreitender Arbeitsteilung*, sprich sozialer Differenzierung, Wissensstände *erarbeitet* werden, die nicht mehr nur *komplementär* (das heißt sich im Hinblick auf die nun diversifizierenden Problemwahrnehmungen *ergänzend*), sondern nun auch *alternativ* (sprich in *Konkurrenz*) zueinander zu stehen kommen – wenn also, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, in Teilbereichen der Gesellschaft als „weltlich“ wahrgenommene Anliegen Wirkungsmächtigkeit erlangen, die sich von den in anderen Teilbereichen als „geistlich“ verorteten Anliegen unterscheiden und diesen *widersprechen*. Erst in diesem Zusammenhang erhalten nun *Wahrheitsbehauptungen* – etwa die eines „göttlichen Willens“ oder eines „herrschaftlichen Rechts“ – Relevanz. Dies wird deutlich, wenn die mit jeder Differenzierung notwendig einhergehende *Spezialisierung* der Problemlösungsaktivitäten, der Arbeit, bzw. der Wissensarbeit, und das damit verbundene Problem ihrer Nachfragesicherung näher betrachtet wird.⁵

² Vgl. Luhmann 1992: 167.

³ Vgl. dazu auch Lévi-Strauss (1962/1973: 11) der diesbezüglich den Ethnologen Krause zitiert: „Von den Pflanzen und Tieren benennt der Indianer nur die nützlichen oder schädlichen Arten; die anderen werden unterschiedslos als Vogel; Unkraut usw. eingestuft.“

⁴ Vgl. dazu u.a. die berühmte Studie von Otto Brunner (1980).

⁵ Vgl. zum folgenden wesentlich ausführlicher: Füllsack 2006a: 51f und 2006b.

Um stattfinden zu können, ist spezialisierte Arbeit immer und unausweichlich darauf angewiesen, diejenigen Voraussetzungen ihres Stattfindens, die sie in ihrer Spezialisierung *nicht selbst* erarbeiten kann – exemplarisch also etwa die materiellen Voraussetzungen zur Reproduktion von Arbeitskraft etc. –, von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt zu bekommen. Dies geschieht in der sozialen Dimension⁶ im weitesten Sinn durch *Tausch*, der seinerseits auf *hinreichend wahrscheinlicher Korrelation* von Angebot und Nachfrage der Arbeitsprodukte oder -resultate aufruht.⁷ Wie intuitiv einsehbar sein dürfte, stehen sich in Gesellschaften mit geringer Arbeitsteilung und damit auch geringer Spezialisierung Angebote und Nachfragen weitgehend koextensiv gegenüber. Auf Nahrungsmittel, wie sie etwa in agrarischen Gesellschaften ein Hauptprodukt darstellen, kann niemand verzichten. Je differenzierter und damit spezialisierter allerdings die Arbeit und die Wissensstände einer Gesellschaft werden, desto *unwahrscheinlicher* wird – relativ betrachtet – diese Korrelation. Hochspezialisierte Problemlösungstätigkeiten und ihre Hervorbringungen stehen – das entsprechende Anschauungsbeispiel liefern die modernen Wissenschaften – nicht selten Nachfragen gegenüber, die „auf sich gestellt“⁸ zu gering wären, um jene Arbeitsvoraussetzungen anzuliefern, die nötig sind, um spezialisiert zu arbeiten. Differenzierte Gesellschaften müssen daher, um ihre spezialisierten Problemlösungstätigkeiten zu ermöglichen, an der *Korrelationswahrscheinlichkeit* ihrer hochspezialisierten Angebote und Nachfragen *arbeiten*. Sie tun dies unter anderem, indem sie, wie in der Soziologie beschrieben, *Generalisierungen stabilisieren* und im Zuge dessen „symbolisch generalisierte Interaktions-“ oder „Kommunikationsmedien“ ausbilden.

II. DOPPELTE KONTINGENZ

Bei Talcott Parsons kommen solche „symbolisch generalisierten Interaktionsmedien“ bekanntlich als Lösung einer Problematik ins Spiel, die er unter dem Titel „doppelte Kontingenz“ beschreibt⁹, und die sich im vorliegenden Kontext, wie ich meine, als Ausgangspunkt eignet, um zu erkunden, was auf dem Spiel steht, wenn die Umstände zwingen, *mit Nicht-wissen zu operieren*.

Auch Parsons' Ausgangsfrage ist am „interchange paradigm“, am *Tausch* also, orientiert. Parsons fragt sich, wie der Tausch, oder allgemeiner, eine soziale Interaktion zustande kommt, wenn keiner der Interaktionsteilnehmer *weiß*, was er vom Verhalten seines Gegenübers zu erwarten hat und deswegen jeder sein Verhalten vom Handeln des je anderen abhängig macht, spricht also *abwartet*, welche Aktionen das Gegenüber setzen wird.¹⁰ Das Problem der „doppelten Kontingenz“ besteht dabei darin, dass, wenn sowohl *Alter* wie auch *Ego* ihr Verhalten tatsächlich beiderseits *unmittelbar* von dem des jeweils Anderen abhängig machen, keine soziale Interaktion zustande kommt, weil für beide Interaktionspartner der

⁶ Hier unterschieden von jener *Zeitdimension*, in der die Resultate *früherer* Arbeit die Bedingungen bereitstellen, unter denen *aktuell* gearbeitet werden kann.

⁷ Darüber hinaus steht dieser Tausch, wie ich andernorts (2006a: 32f) gezeigt habe, aber auch vor einer grundlegenden *epistemologischen* Problematik, die die „soziale Konstruiertheit“ von Wahrheit, die im folgenden Thema ist, noch wesentlich deutlicher zum Ausdruck bringt. Aus Platzgründen bleibt dieser Aspekt hier allerdings ausgespart.

⁸ Zur Problematik dieser Formulierung vgl. u.a. Füllsack 2006b: 38 Fn.27.

⁹ U.a. im „General Statement“ des Sammelbandes *Towards a General Theory of Action* aus dem Jahr 1951. Vgl. dazu aber auch: Parsons 1977 und 1978, und deutsch: Parsons 1980.

¹⁰ Als anschauliches Beispiel dazu hat etwa Philip Hamilton-Grierson (1903/1980) die mühsame und langwierige Entwicklung von Tauschbeziehungen in frühen menschlichen Gesellschaften beschrieben, in deren Verlauf sich potentielle Tauschpartner erstmals in die offene Steppe hinauswagen, um dort Waren niederzulegen und dann aus sicherer Entfernung zu beobachten, ob die andere Seite das Tauschangebot annimmt.

Möglichkeitsraum *zu groß* ist, die Situation *zu zufallsbehaftet*, *zu kontingent* eben, um damit anzufangen.

Parsons' Antwort auf dieses Problem besteht in der Annahme, dass sich soziale Akteure niemals *unmittelbar*, sondern vielmehr immer schon *mittels* eines "shared symbolic system" gegenüberstehen, einer *Kultur* also, die ihnen zum einen handlungsleitende Strukturen und zum anderen auch die Möglichkeit zur normativen *Vororientierung* bereitstellt¹¹, in der also, vereinfacht gesagt, bestimmte Handlungen und Verhaltensweisen schon *vorab* wesentlich *wahrscheinlicher* sind als andere und damit der Möglichkeitsraum für Interaktionen in einer Weise eingeschränkt ist, die die Wahrscheinlichkeit für Interaktionen erhöht. Anders gesagt, soziale Interaktionen beginnen niemals im absoluten *Nicht-Wissen*, sondern sind durch Situationsdefinitionen vorstrukturiert. Wir wissen im allgemeinen bis zu einem bestimmten Grad was wir in bestimmten Situationen – im eigenen Haus, am Arbeitsplatz, im öffentlichen Raum, im Wald, im Ausland oder auch etwa in Kriegsgebieten etc. – von unserem Gegenüber zu erwarten haben. Und nicht selten sind die in solchen Situationen möglichen Interaktionen relativ eng determiniert. Insbesondere unter nur rudimentär arbeitsteiligen sozialen Bedingungen mögen kulturelle (soziale, ökonomische, religiöse etc.) Vorgaben für Lebensplanung, Partnerwahl, Glaubensfragen etc. so bestimmend gewesen sein, dass kaum von einer tatsächlichen Handlungsoption gesprochen werden kann. Oder anders gesagt, das in der Problematik der „doppelten Kontingenz“ angesprochene „Operieren mit Nicht-Wissen“ konnte unter vormodernen Bedingungen nicht als solches erscheinen, weil das *shared symbolic system* die Optionen nahezu vollständig determinierte und genau damit aber die Interaktionen, die sonst an einem *Zuviel* an Optionen, eben an einer nicht nur einfachen, sondern sogar „doppelten Kontingenz“ gescheitert wären, auch erst ermöglicht hat.

Für Parsons stellt dieses *shared symbolic system* allerdings nicht nur eine Ermöglichungsbedingung sozialer Interaktionen, sondern auch deren *Produkt* dar. Seine Strukturen bezieht dieses System aus den (im bekannten AGIL-Schema systematisierten) *Generalisierungen*, die Akteure in Anbetracht des (von ihnen beobachteten) Verhaltens ihres Gegenübers vornehmen und die sie sodann, wenn die Generalisierung zu einer operablen Situation führt, sprich wenn sie für die Akteure „funktioniert“, *stabilisieren* und damit zur Basis weiterer Interaktionen machen.¹² Diese stabilisierten Generalisierungen stellen damit gleichsam ein im reziproken aufeinander Reagieren iterativ¹³ „erarbeitetes“ Kulturgut dar, das den (ohne stabilisierte Generalisierungen schlichtweg zu großen) Möglichkeitsraum ihres Verhaltens auf ein Niveau voreinschränkt, auf dem Interaktionen *hinreichend wahrscheinlich* werden – oder, im Hinblick auf die oben beschriebene Tauschproblematik formuliert: ein Niveau, auf dem die Korrelation der reziproken Angebote und Nachfragen spezialisierter Arbeit in einer Weise gewährleistet wird, die Weitermachen ermöglicht. Spezifische Formen solcher stabilisierten Generalisierungen nennt Parsons „symbolisch generalisierte Interaktionsmedien“ und orientiert sich dabei allem voran am Tauschmedium „Geld“¹⁴, das,

¹¹ Vgl.: „Action must always be thought of as involving a state of tension between two different orders of elements, the normative and the conditional.“ Parsons 1949: 732.

¹² Vgl.: „Because of this double contingency, communication, which is the preoccupation of cultural patterns, could not exist without both generalization from the particularity of the specific situation (which are never identical for ego and alter) and stability of meaning which can only be assured by ‘conventions’ observed by both parties.“ Parsons/Shils 1951: 16.

¹³ Vgl. dazu u.a. auch Robert Axelrods berühmte Erweiterung des Gefangenendilemmas (Axelrod 1984), deren Erörterung es nahelegen würde, die hier angestellten Überlegungen mit Methoden der Rational-Choice-Theorie (etwa im Anschluss an Coleman und Esser) weiter anzureichern. Entsprechende Erkundungen sind im Gange.

¹⁴ Vgl.: Parsons 1977: 128. Vgl. dazu auch Füllsack 2006b. Schon seit Anfang der 1960er Jahre hat Parsons sein Medienkonzept sukzessive erweitert und im Zuge dessen auch „Macht“ „Einfluß“ „Wertbindung“ etc. als „Medien“ in Betracht gezogen. Vgl. dazu und zur damit verbundenen Problematik unter anderem auch die Kritik von Jürgen Habermas, u.a. 1981.

gerade indem es all jene Werte, die eben mit Geld bemessen werden, *übergreift*, sie *generalisiert* und als Geldwerte *stabilisiert*, den *Tausch* unter differenzierten Bedingungen (sprich unter solchen, in denen sehr unterschiedliche, also *spezielle* Werte zum Tausch geboten werden) ermöglicht.

Der für uns hier interessant Aspekt dabei ist der, dass Geld zum einen selbst auf *Nicht-wissen* beruht, weil es eben eine *Generalisierung* verschiedener Werte darstellt, die von sich her *nicht mehr wissen* lässt, was im einzelnen gerade zur Disposition steht – ein Gut, ein Produkt, eine Leistung, ein Dienst etc. –, und dass es zum anderen gerade dadurch dazu beiträgt, den Tausch in Situationen zu ermöglichen, in denen nicht (mehr) alle dabei relevanten Aspekte im Detail *gewusst* werden können, in denen also „unvollständige Information“ vorliegt, weil zum Beispiel – wie dies auf Märkten die Regel ist – sehr viele Akteure sehr viele unterschiedliche Werte zum Tausch bieten.¹⁵ Der entscheidende Aspekt ist, anders gesagt, der, dass „symbolisch generalisierte Interaktionsmedien“ auf *Nicht-Wissen* mit Hilfe von *Nicht-Wissen* reagieren, dass sie *Nicht-Wissen* mit Hilfe von *Nicht-Wissen* bearbeitbar machen.

Diesen Umstand hat insbesondere Niklas Luhmann in seiner Konzeption einer *Theorie sozialer Systeme* herausgestellt.¹⁶ Zum einen hat er dazu die Medienkonzeption von Parsons in einem zentralen Aspekt kritisiert – wir kommen unten darauf zurück. Zum anderen hat er sie aber auch „theoretisch tiefergelegt“ – auch dazu unten – und fruchtbar erweitert.¹⁷ Ebenfalls am Problem der „doppelten Kontingenz“ ansetzend, kommen bei ihm symbolisch generalisierte Medien nicht mehr so sehr als Lösungen von Tausch- oder Interaktions-, sondern von *Kommunikationsproblemen* zu stehen, oder genauer gesagt, als Möglichkeit, spezifische Kommunikationen, die unter differenzierten sozialen Bedingungen unwahrscheinlich werden, hinreichend *wahrscheinlich* zu machen. Neben anderen Medien, wie etwa der Liebe oder der Kunst, fungiert diesbezüglich nun auch die „Wahrheit“ für ihn als *Wahrscheinlichkeitsverstärker*.¹⁸ Wahrheit ist für Luhmann eine *in der Kommunikation zum Zweck der Kommunikation* entwickelte Bezeichnung für eine bestimmte Art spezialisierten Wissens, die ohne diese Bezeichnung, ohne dieses „institutionalized label“, wie Luhmann mit Verweis auf Barry Barnes sagt¹⁹, deutlich weniger Chancen hätte, angenommen und weiter prozessiert zu werden. Auch sie ist eine *Generalisierung*, die sozial *stabilisiert* wird, wenn sie sich bewährt, den Möglichkeitsraum spezifischer, nämlich im weitesten Sinn *wissenschaftlicher* Kommunikationen so weit *voreinzuschränken* („wahres Wissen“ erzielt in den Wissenschaften deutlich höhere Anschlusswerte als „falsches“), dass diese sich nicht aufgrund zu großer Möglichkeitsräume in Beliebigkeit verlaufen. Auch sie ist in unserem Sinn ein *Mittel*, um die Wahrscheinlichkeit der Korrelation spezialisierter Arbeits- und

¹⁵ Vgl. dazu Luhmann 1988: 233: „Als generalisiertes Medium kann Geld die Verschiedenheit des Verschiedenen überbrücken, und zwar ohne dies Verschiedene als etwas anderes, Medienfremdes auszuschließen.“ Vgl. ausführlicher zur Arbeitsweise von Geld auch Füllsack 2006a: 170f.

¹⁶ Vgl. u.a. Luhmann 1997: 190f.

¹⁷ Vgl. dazu u.a. Künzler 1989, der meint, dass die Luhmannsche Medientheorie mit der Parsonschen nicht mehr viel mehr als den Namen gemein hat. (1989: 74) Sie verdankt sich zwar zum Teil einer Kritik der Parsonschen, verwendet diese aber eher als Folie, um eigene Überlegungen davor zu konturieren.

¹⁸ Vgl. u.a. Luhmann 1990: 173: „Wahrheit ist demnach keine *Eigenschaft* von irgendwelchen Objekten oder von Sätzen oder von Kognitionen (über die man dann gegebenenfalls im Irrtum sein könnte, sondern der Begriff bezeichnet ein *Medium* der Emergenz unwahrscheinlicher Kommunikation; oder man könnte auch sagen: einen Bereich von unwahrscheinlichen Möglichkeiten, in dem Kommunikation unter Sonderbedingungen sich autopoietisch organisieren kann. Wahrheit ist daher auch nicht eo ipso rational (was immer das heißen soll) und vor allem nicht durch Hinweise auf eine Quelle (etwa: Vernunft) validierbar. Sie ist ein beobachtbar funktionierendes Symbol, das Unwahrscheinliches möglich macht – wenn es gelingt.“

¹⁹ Luhmann 1990: 175, mit Bezug auf Barnes 1974: 22.

Wissensangebote und -nachfragen zu erhöhen und damit – *zunächst*²⁰ – die Fortsetzung von Spezialisierung, und zwar insbesondere von *wissenschaftlicher* Spezialisierung zu gewährleisten.

III. UNTERSTELLEN

Wie kommen aber nun diese „Mittel“, sprich „Medien“, die die „doppelte Kontingenz“ zu überbrücken erlauben, im Detail zustande? Eine Vorstellung davon scheint sich abzuzeichnen, wenn die Parsons'schen Generalisierungen noch deutlicher im Hinblick auf ihre *soziale* Konstitution, das heißt also im Hinblick auf die *Doppelung* der ihr zugrunde liegenden Kontingenz aufgeschlüsselt werden. In diesem Zusammenhang wird ein weiterer, für unsere Eingangsfrage relevanter Aspekt von *Nicht-Wissen* sichtbar, der nun nicht mehr nur eine quantitative Dimension (zuviel oder zuwenig) betrifft, sondern auch eine *zeitliche* Dimension. In diesem Zusammenhang wird, anders gesagt, die Notwendigkeit deutlich, mit Nicht-Wissen stets *rekursiv* und auch *inkursiv*²¹ zu operieren.

Eine Generalisierung (wie immer temporär) zu stabilisieren, bedeutet im sozialen Kontext nichts anderes als einen *Vorgriff* wagen, auf etwas, das (noch) nicht gewusst werden kann, weil es sich erst aus der (noch ausstehenden) Reaktion des sozialen Gegenübers ergibt – eine Reaktion, die allerdings *ihrerseits* ebenfalls noch auf keine Information über das Verhalten des Gegenübers rekurrieren kann. Um Tausch, Interaktion oder Kommunikation in Gang zu bringen, muss, anders gesagt, im Hier und Jetzt *unterstellt* werden, dass, worauf auch immer *vorgegriffen* wird, eine Reaktion hervorruft, die ihrerseits so weit *im Rahmen* der Situation bleibt, dass auch auf sie wieder reagiert werden kann.

In diesem Sinn stellt sich auch jede Wahrheitsbehauptung als *Unterstellung* dar, als *Antizipation* der Gültigkeit (der Wahrheit) eines Wissens, das erst im Zuge derjenigen weiteren Kommunikationen, die durch diese Unterstellung möglich werden, seine *soziale* Gültigkeit gewinnt und das damit dann auch erst dadurch den Charakter einer „bloßen Unterstellung“ *verliert*, sprich also doch als „*wahres* Wissen“ anerkannt werden kann.

Diese Vorstellung widerspricht so manchem Bild, das sich die Philosophie bisher von Wahrheit zu machen versucht hat. Eine Reihe neuerer philosophischer Wahrheitskonzeptionen scheinen ihr aber nahe zu kommen.²² Um dem Zustandekommen von Wahrheitsvorstellungen und damit von „Medien“ im obigen Sinn ein Stück weiter auf die Spur zu kommen und von daher die Bedingungen und Probleme des „Operierens mit Nicht-Wissen“ besser zu verstehen, werden wir zwei der zur Zeit wohl bekanntesten davon im folgenden etwas näher betrachten.

Als erste sei hier die Konzeption von Donald Davidson kurz erörtert, die dieser im Anschluss an die Wahrheitskonvention von Alfred Tarski – die berühmte „Convention T“ – entwickelt hat. Diese „Convention T“ geht, kurz gesagt, davon aus, dass sich der Wahrheitsgehalt einer Sprache immer nur im Rekurs auf eine *Metasprache* feststellen lässt, in der das, was in dieser

²⁰ In Füllsack 2006a haben mich vor allem die Konsequenzen der Ermöglichung von spezialisierter Wissensarbeit interessiert, die natürlich immer auch eine Ermöglichung weiterer Spezialisierung und damit unter Umständen einer weiteren Verschärfung der Angebots-Nachfrage-Problematik ist. Es ist daher niemals auszuschließen, sondern mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten, dass eine Ermöglichung in der Gegenwart eine *Verummöglichung* in der Zukunft bedeutet. Vgl. insbesondere zum modernen Universitätsbetrieb S. 233ff.

²¹ Mit „Inursion“ (im Gegensatz zu Recursion) hat Daniel Dubois (1998) jenen „Rückblick“ aus der Zukunft bezeichnet, mit dem antizipative Systeme die Gegenwart mit einem vorgegriffenen Bild ihrer erwarteten Entwicklung anreichern.

²² Unübersehbar gehört hierher etwa auch das Habermas'sche Antizipieren idealer Bedeutungsidentitäten, dessen Erörterung hier allerdings ausgespart bleibt. Vgl. dazu aber meine Darstellungen in: Füllsack 2003: 94f.

Sprache „wahr“ sein soll, seine Bestätigung findet.²³ In Erweiterung dieser Überlegung auf natürliche Sprachen, die sich metasprachlich auf sich selbst beziehen, hat Davidson an die Stelle der „Bestätigung“ in einer Metasprache die „Übersetzung“ in eine *andere* natürliche Sprache gesetzt. Für ihn ist damit jegliche Vorstellung einer Wahrheit an die *Übersetzbarkeit* dieser Wahr-Vorstellung in andere Sprachen, andere Begriffsschemata gebunden. Wahrheit und Übersetzbarkeit lassen sich nicht voneinander trennen. Wahrheitsvorstellungen kommen nur *in Relation* zu anderen Wahrheitsvorstellungen, in *Kohärenz*, wie Davidson sagt, zu stehen. „Das einzige, was als Grund für das Vertreten einer Überzeugung gelten kann, ist eine weitere Überzeugung [...] und es besteht keine Möglichkeit aus unseren Überzeugungen und unserer Sprache herauszutreten, um auf diese Weise einen von der Kohärenz verschiedenen Test ausfindig zu machen.“²⁴ Aussagen zu solchen Überzeugungen seien daher nicht als Sätze oder Teile eines Begriffsschemas („*conceptual scheme*“) zu verstehen, die ein „Etwas“ in der Welt, einen „Inhalt“ repräsentieren, sondern als Äußerungen von Personen, die von dem, was sie äußern, *überzeugt* sind, oder genauer, die überzeugt *scheinen*, weil das, was sie äußern, mit dem, was sie tun, *kohärent scheint*.

Dieses „*scheinen*“ bringt nun bei Davidson – weniger explizit vielleicht als bei Parsons und Luhmann, aber doch unverkennbar – den *sozialen* Aspekt ins Spiel. Das „*scheinen*“ verweist auf einen *Beobachter*, bei Davidson auf einen „radikalen Interpreten“, *für den* die Überzeugungen eines sozialen Gegenübers kohärent *scheinen*, weil er ihnen Kohärenz zu den *eigenen* Überzeugungen und Wahrvorstellungen *unterstellt*.

Im Detail, und eher implizit, scheint Davidson dabei von zwei Kohärenzen auszugehen, die sich gegenseitig bedingen. Zum einen ist dies die *interne* Kohärenz der Überzeugungen, der Wahr-Vorstellungen eines Akteurs, der im *internen* Zueinander-Passen, im „In-sich-Stimmig-Sein“ seiner Überzeugungen (die freilich stets in Auseinandersetzung mit denen des sozialen Gegenübers entstehen) eine *Identität* ausbildet und damit zu einem *Individuum* wird, das als solches erst wahrnehmungs- und handlungsfähig ist und so die Eindrücke, die die Handlungen und Äußerungen Anderer auf es machen, *interpretieren* kann. Wenn dieses Individuum (– Vorbild ist für Davidson der Quine'sche ethnologische Feldforscher²⁵, der mit sprachlichen und nichtsprachlichen Verhaltensweisen Eingeborener konfrontiert ist, die zu deuten, zu *übersetzen*, er keinerlei Hilfsmittel wie Lexikon oder Dolmetsch zur Verfügung hat –) bei dieser Interpretationsarbeit von der Annahme ausgeht, es mit einem *sozialen* Gegenüber, spricht mit einem Menschen (und nicht etwa einem Tier oder einem Computerprogramm) zu tun zu haben, der überdies als zurechnungsfähig angesehen wird²⁶, so bedeutet dies nichts anderes als diesem Gegenüber ebenfalls *interne* Kohärenz seiner Überzeugungen und Wahr-Vorstellungen zu zuschreiben und damit zugleich eine weitere, nun eine *externe* Kohärenz der Überzeugungen des Gegenübers mit den eigenen Überzeugungen zu *unterstellen*. Anders gesagt, von dem Moment an, von dem die Äußerungen eines Gegenübers als *in die eigene*

²³ Tarski (u.a. 1944/1972) geht bekanntlich davon aus, dass „S dann und nur dann wahr ist, wenn p“, wobei S ein Satz der formalen Sprache und p dessen Bestätigung/Übersetzung in der Metasprache ist.

²⁴ Davidson (1983/2005: 51f) im zweiten Teil des Satzes Rorty zitierend.

²⁵ Vgl.: Quine (1960/1980): Als „maßgeblichen Unterschied“ zu Quine gibt Davidson den Umstand an, dass die von Quine ersonnene Methode der radikalen Übersetzung an Mustern der Sinnesreizung ansetzt, seine Methode demgegenüber aber an beobachtetem und im Zuge dessen interpretierten Verhalten. Bei Quine werden die Reizmuster der sensorischen Stimulation auch als *sprachneutrales* Belegmaterial, als „Inhalt“ im obigen Sinn gedeutet, der seine Erfassung in „Begriffsschemata“ noch vor sich hat. Bei Quine wird also die klassische Erscheinung-Wesen-Dichotomie gewissermaßen durch eine Erscheinung-Reizmuster-Dichotomie abgelöst. Im hiesigen Zusammenhang mag dies insofern interessieren, als die Aufmerksamkeit für das Verhältnis von „Außenwelt ereignissen“ und neuronalen Reizmustern in den späten 1950er Jahren die Gruppe um W.S. McCulloch, und darin insbesondere Humberto Maturana, zur Formulierung des Begriffs „Autopoiesis“ geführt hatte. Nicht zwischen neuronalen Mustern und „Außenwelt ereignissen“, wohl aber zwischen den neuronalen Aktivitätsmustern selbst sollen empirisch stabile Korrelationen festgestellt worden sein, was in weiterer Folge der Denkrichtung des „radikalen Konstruktivismus“ Impulse gegeben hat. Vgl. u.a.: Schmidt 1987: 22.

²⁶ Vgl. dazu u.a. auch die Überlegungen zum Begriff der „*responsible beings*“ von Ernst Cassirer (1990: 22)

Sprache übersetzbar angesehen werden, ist auch bereits die Annahme, die *Unterstellung* einer Kohärenz gemeinsamer Überzeugungen und Wahr-Vorstellungen im Spiel, die ihrerseits auf der *Unterstellung* aufruht, es mit einem zurechnungs- und kommunikationsfähigen sozialen Gegenüber zu tun zu haben. Wäre dies nicht der Fall, so würde gar nicht erst zu übersetzen versucht werden.

Diese Kohärenzunterstellung ist damit eine Voraussetzung dafür, dass der Davidsonsche „radikale Interpret“ überhaupt zu interpretieren, zu übersetzen beginnen kann. Und er kann dies nicht anders tun, als indem er seine *eigenen* Überzeugungen und Wahr-Vorstellungen den von ihm beobachteten Handlungen und Äußerungen seines Gegenübers *zuschreibt*. Er mag bei diesen Zuschreibungen irren und sie in Folge revidieren müssen. Nichtsdestotrotz muss er davon ausgehen, dass die meisten der Überzeugungen seines Gegenübers „wahr“ sind, weil er sonst nämlich sein Gegenüber gar nicht als Überzeugungsträger identifizieren könnte. Erst wenn er eine *Kohärenz* der beobachteten Äußerungen und Handlungen annimmt, wird das Gegenüber interpretierbar. Und erst, wenn im Zuge dieses Interpretierens beobachtete Überzeugungen in eigene Überzeugungen *übersetzt* werden, kann auf die Bedeutung und damit die *Wahrheit* einzelner Überzeugungen durchgeschlossen werden. „Sofern [...] das Verhältnis zwischen Überzeugung und Bedeutung und deren Deutung durch einen Interpreten richtig erklärt [wurde], sind die meisten der von einem Sprecher für wahr gehaltenen Sätze – und zwar vor allem jene, an denen er besonders hartnäckig festhält, also die Sätze im innersten Zentrum seines Überzeugungssystems – zumindest nach Meinung des Interpreten tatsächlich wahr.“²⁷

Dieses *Unterstellen* wird von Davidson mit dem, ebenfalls von Quine übernommenen „*principle of charity*“ umschrieben, mit dem eben der Übersetzer oder Interpret einige seiner eigenen Wahrheitsmaßstäbe in das Muster der vom Sprecher offensichtlich für wahr gehaltenen Sätze hineindeutet (weil, wie gesagt, nur so der Sprecher überhaupt als solcher erkannt werden kann) und damit die möglichen Bedeutungen *vorselektiert*, sprich die den „Überzeugungen zugestandenen Freiheitsgrade *einschränkt* und dabei zugleich bestimmt, wie Wörter zu interpretieren sind“²⁸. So etwa ein vom Interpreten beobachtetes Ereignis wiederholt bestimmte (beobachtete) Reaktionen oder Äußerungen bei seinem Gegenüber hervorruft (– auch Davidson beruft das Quinesche Beispiel des Ausrufs „Gavagai“ beim Vorbeihoppeln eines Kaninchens –), so schreibt der Interpret diesen Äußerungen einen Bezug auf das (von ihm) beobachtete Ereignis zu. Er setzt diesen Bezug gleichsam auf ein *Konto*²⁹ solcher Bezüge und bezieht seinerseits alle weiteren beobachteten Äußerungen auf diese *Kontoführung*. Er kann dabei im einzelnen *irren*. Auch diesem Irren kann aber eben nicht im Hinblick auf *einzelne* Zuschreibungen, sondern nur wieder im Bezug auf alle anderen beigegeben werden. „Das beste Vorgehen“ schreibt Davidson³⁰ diesbezüglich, „ist eines, bei dem wir holistisch an den Irrtum herangehen, d.h. bei dem wir so interpretieren, dass der Akteur in Anbetracht seiner Handlungen, seiner Äußerungen und seines Orts in der Welt so verständlich wie möglich dasteht.“ Und dies macht es erforderlich, im fortgesetzten Beobachten, aufeinander Beziehen, Interpretieren und Übersetzen, im *Kontoführen* also, die hergestellten Bezüge beständig zu revidieren, zu korrigieren und nachzujustieren, bis sich so etwas wie „Stimmigkeit“, sprich *Kohärenz* einstellt, mit der der Interpret zurande kommt, an

²⁷ Davidson 1983/2005: 64.

²⁸ Davidson 1983/2005: 63. (Kursiv MF) Unübersehbar die Analogie zu der oben und insbesondere von Luhmann immer wieder betonten Notwendigkeit der Reduktion des Möglichkeitsspielraums, die diesen erst operabel werden lässt, indem manche Anschlüsse vorselektiert und so wahrscheinlicher als andere werden.

²⁹ Vgl.: „Denn die einzige und daher unanfechtbare Methode, die dem Interpreten zu Gebote steht, stellt zwischen den Überzeugungen des Sprechers und den logischen Maßstäben des Interpreten automatisch ein harmonisches Verhältnis her und schreibt dem Sprecher daher die offenkundigen Wahrheiten der Logik aufs Konto.“ Davidson 1983/2005: 64.

³⁰ Davidson 1983/2005: 68.

die er *anschließen* kann, die *für ihn funktioniert*³¹ – und die sich natürlich, wie wir hinzufügen, eben weil sie funktioniert, weiterentwickelt und dabei wieder verändert.³²

IV. KONTOFÜHREN

Noch deutlicher kommt dieser im Kern wohl ökonomische Aspekt des Kontoführens beim Umgang mit Wissen und Wahrheit in der Konzeption von Robert Brandom zum Ausdruck. In seinem Buch *Expressive Vernunft*³³ hat er den Begriff „deontisches Kontoführen“ („deontic scorekeeping“) im Zusammenhang einer umfassenden Bedeutungstheorie eingeführt, in der er Wissen grundsätzlich als durch *Anerkennung* generiert zu fassen sucht, diese Anerkennung dabei allerdings ihrerseits nicht als grundsätzliche Entität betrachtet, sondern als impliziten oder expliziten *Akt* des Anerkennens, als bestimmendes Tun im Rahmen einer *sozialen Behauptungspraxis*.

Nach Brandom entsteht die Problematik um die Wahrheit von Überzeugungen dadurch, dass gewöhnlich schon der Begriff der Überzeugung dazu verleitet, sich zu seiner Präzisierung auf die Untersuchung des Zustandes jenes *einzelnen* Individuums zu beziehen, dem diese Überzeugung zugeschrieben wird. Die Überzeugung wird dabei gleichsam mit einer „privaten“ Meinung gleichgesetzt und ihr *soziales* Zustandekommen ausgeblendet. Um dies zu verhindern, schlägt Brandom vor, den Term „Überzeugung“ durch den der „Festlegung“ zu ersetzen und diese „Festlegung“ als etwas zu betrachten, das man nicht *hat*, sondern jemandem *zuweist*, bzw. auf das man sich selbst *festlegt*, auf das man *selbst eingeht*. Auch die Einstellung des „Festgelegtseins“ – Brandom spricht diesbezüglich von einem „deontischen Status“ – lässt sich dann nur im Rekurs auf das *Werden* dieser Festlegung, auf die *soziale Praxis* der Zuweisung oder des Selbsteingehens verstehen.

Um diese Behauptungspraxis weiter zu explizieren, bringt Brandom als zweiten „deontischen Status“ die „Berechtigung“ zu dieser Festlegung ins Spiel, die all das umfassen soll, was mit der *Forderung* nach Rechtfertigung für diese Festlegung in Verbindung steht und die ebenfalls vom „Kontoführer“ *zugewiesen* wird und auf die er dabei *selbst eingeht* muss.³⁴

Ähnlich wie Davidson geht Brandom dabei davon aus, dass von dem Moment an, in dem ein soziales Gegenüber als solches, nämlich als zurechnungsfähiger Mitmensch betrachtet wird, auch *unterstellt* wird, dass dieses Gegenüber für seine Überzeugungen und Handlungen *zur Rechenschaft* gezogen werden kann, dass also eine Rechtfertigung für diese Überzeugungen und Handlungen eingefordert werden kann. Die Äußerungen des Gegenübers werden so interpretiert, als dürfe darauf jederzeit wieder zurückgekommen werden. Sie werden gleichsam auf ein *Konto* geschrieben, das zwar eben einen bestimmten Kontostand markiert, ihn aber auch als temporäre und bei Bedarf revidierbare Festlegung erkennbar bleiben lässt. Das Gegenüber wird als auf etwas *festgelegt* betrachtet. Und zwar bereits *implizit, unbewusst*,

³¹ Diese pragmatische Deutung der Davidson'schen Kohärenztheorie betont insbesondere Richard Rorty (2003: 188), wenn er z.B. schreibt: „Die Einnahme dieses Standpunkts läuft darauf hinaus, dass man sich für das, was andere Personen glauben, nicht deshalb interessiert, weil man ihre Überzeugungen an dem messen will, was sie zu repräsentieren beanspruchen, sondern weil wir mit dem Verhalten dieser Personen zurecht kommen wollen.“

³² Vgl. zu dieser oben bereits angesprochenen Dynamik, die insbesondere im Phänomenbereich der Arbeit heute nicht mehr zu übersehen ist: Füllsack 2006: 207ff. Vgl. dazu übrigens auch die negierende Dynamik bei Hegel, die „Wahrheit“ nur mehr als „Aufforderung, keine wahren Aussagen zu akzeptieren“ zu stehen kommen lässt – erörtert im Beitrag von Thomas Auinger im vorliegenden Band.

³³ Brandom 1994/2000. orig. *Making it explicit*.

³⁴ Brandom unterscheidet diesbezüglich die zwei deontischen Status – Festlegung und Berechtigung – von den zwei deontischen Einstellungen: Zuweisen und Selbsteingehen. Vgl. u.a. „Hält man jemanden für einen Wissenden, dann *weist* man ihm eine *Festlegung* sowie die *Berechtigung* zu ihr *zu*, und man *erkennt* für sich selbst die *Festlegung* auf den selben Inhalt *an*.“ Brandom 1994/2000: 300.

zum Beispiel eben schon darauf, zurechnungsfähig und Mitmensch zu sein, noch bevor darüber nachgedacht wird, auf was sie oder er sonst noch festgelegt scheint. Und vice versa wird dasjenige, von dem dabei gewollt wird, dass das Gegenüber als *Festlegung* betrachtet, als *Behauptung* aufgestellt – als Behauptung, die, obwohl ihr vielleicht im Gesamt der Sprechakte gar keine besondere Häufigkeit zukommt, für Brandom in diesem Sinn so etwas wie einen Knotenpunkt im „inferentiellen Netzwerk“ der sprachlichen Praxis darstellt, weil sie als *Grund* angeführt werden kann und weil nach Gründen für sie verlangt werden kann. Behauptungen stellen in diesem Sinn die Grundlage für Folgerungen daraus dar. Auch die *Möglichkeit* zur Behauptung muss dabei aber als Resultat einer „ursprünglicheren“ Praxis des Kontoführens betrachtet werden, eines *immer schon* laufenden und fortgesetzten „Game of giving and asking for reasons“, wie Brandom im Anschluss an Wilfrid Sellars sagt. Auch das Behaupten wird damit erst durch die Zuweisung einer *Festlegung* bei gleichzeitiger Zuweisung einer *Berechtigung* ermöglicht. Die analytische Aufmerksamkeit richtet sich damit nicht, wie herkömmlich, nur auf die *adäquate Rechtfertigbarkeit* einer Behauptung, sondern auch und zentral auf ihre Einbettung in jene implizite Anerkennungssphäre, in der diese Anerkennung gleichsam von vornherein höhere Wahrscheinlichkeiten findet als außerhalb. Die bei weitem meisten Festlegungen, so Brandom, werden nämlich in der Praxis als berechtigt anerkannt, ohne jemals explizit gerechtfertigt zu werden. Sie werden eben *implizit* zugewiesen – *unterstellt*, indem sie zum Beispiel in *vertrauten* Kontexten, die den Möglichkeitsspielraum voreinschränken, als so plausibel angesehen werden, dass sie gar nicht in Frage gestellt werden. Und sie werden meist ebenso implizit auch wieder *abgesprochen*, wenn sich (im Nachhinein) herausstellt, dass sie fälschlich zugewiesen worden sind.

Diese mehrdimensionale Verortung von Festlegungen und Behauptungen zieht Brandom nun auch für die Konkretisierung seines *Wahrheitsbegriffs* heran. Auch diesbezüglich erweitert er, ähnlich wie Davidson, die Zuweisung einer „internen Kohärenz“ von Festlegungen und Berechtigungen eben um die Dimension des *Selbsteingehens*. Wenn die Behauptungen oder Überzeugungen eines Gegenübers für „wahr“ gehalten werden, so muss derjenige, der dies tut, die Festlegungen und Berechtigungen des Gegenübers *für sich selbst* übernehmen. Er muss alle sich daraus ergebenden Verpflichtungen *selbst eingehen* und die Rechte für sich selbst anerkennen. Er muss also gegebenenfalls die Forderungen nach Rechtfertigung dieser Überzeugungen selbst bedienen, um darauf als „wahr“ rekurrieren zu können. Ähnlich wie bei Davidson geht es also auch hier nicht darum, zuerst einen Begriff der Wahrheit zu entwickeln, anhand dessen dann das Behaupten expliziert werden kann, sondern umgekehrt, den Begriff des Behauptens, oder besser, die *soziale Praxis* des Behauptens zu klären, um von ihm aus dann die Rolle der Wahrheit zu verstehen. Der Wahrheit wird auch in diesem Zusammenhang eine „Funktion“ zugewiesen, eine *pragmatische* Aufgabe, nämlich die, eine bestimmte *Unterstellung*, eine Festlegung oder Behauptung, als temporären Kontostand zu fixieren, der, einfach weil er als „wahr“ festgehalten wird, (temporär) nicht zur Debatte steht und damit das Kontoführen, das „*Game of giving and asking for reasons*“ in dieser Hinsicht (aber auch nur in dieser) nicht belastet – zumindest solange diese Wahr-Festlegung nicht problematisiert wird.

V. SUBJEKTE

Nun gehen die Konzeptionen von Donaldson und Brandom, und in gewisser Hinsicht auch die von Parsons³⁵, in guter alter philosophischer Tradition, so möchte man sagen, von diskursiven Zusammenhängen aus, in denen sich *menschliche* Individuen (*Subjekte* mit Kant) als

³⁵ Vgl. dazu etwa die mittlerweile vieldiskutierte Entwicklung Parsons von der Handlungs- zur Systemtheorie. u.a. Habermas 1981.

Interaktionspartner gegenüberstehen. Obwohl, wie der von Quine übernommene ethnologische Feldforscher impliziert, dabei oftmals Angehörige unterschiedlicher Kulturen vor allem aber eben unterschiedlicher Sprachgemeinschaften vorgestellt werden, bleibt die Analyse des Interaktionsgeschehen deutlich auf eine anthropologische Ebene beschränkt. Was primär kommuniziert und interagiert sind klassisch als Menschen gedachte *Subjekte*, deren Kommunikations- und Handlungsräume mit dem Phänomenbereich Sprache deutlich definiert sind. Wenn, wie im Rahmen der hier angestellten Überlegungen, vor allem die soziale Konstitution von Wahrheit oder allgemeiner von Überzeugungen zur Debatte steht, scheint dies auch durchaus legitim. Wie sollten auch nicht-menschliche Wahrheitsdisputationen vorgestellt werden.

Allerdings steht, wie beschrieben, im hier betrachteten Zusammenhang Wahrheit nicht als Eigenwert im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern dient vielmehr nur als Anschauungsbeispiel, für jene Nicht-Wissens-Aspekte, die im Spiel sein können, wenn es darum geht, spezialisierten Problemlösungen, Wissensständen und Leistungen hinreichend hohe Korrelationswahrscheinlichkeiten zu gewährleisten. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Wahrheit nur *eines* von unzähligen, auf unterschiedlichsten Ebenen menschlicher wie auch „vormenschlicher“, biologischer, molekularer, atomarer etc. Interaktionen fungierender „Medien“ ist, die dazu beitragen, Interaktion unter differenzierten Bedingungen zu ermöglichen. Im Hinblick auf diese vielfältigen Ebenen erscheint die analytische Beschränkung auf den anthropologischen Bereich als unzulässige Verkürzung, die, aus der Nähe betrachtet, auch prompt sowohl in der Konzeption von Parsons, wie auch insbesondere in der von Brandom Probleme verursacht, deren Beschreibung hier noch kurz einen weiteren Aspekt des „Operierens mit Nicht-Wissen“ andeutet – einen Aspekt, dessen ausführlichere Erörterung hier allerdings weiteren Erkundungen überlassen bleibt.

In der Parsons'schen Konzeption ist dieses Problem von Niklas Luhmann³⁶ markiert worden. Weil Parsons primär menschliche Subjekte als Interaktionspartner vor Augen hatte, kommt seine Lösung für das Problem der doppelten Kontingenz, so Luhmann, nicht umhin, bis zu einem gewissen Grad schon vorauszusetzen, was damit erzeugt werden soll. Das *shared symbolic system* nämlich, die handlungsorientierende, Erwartungen und Normen vorgebende *Kultur* wird als Ermöglichungsbedingung von Interaktionen angesehen, in deren Verlauf sie eigentlich erst entstehen soll. Die einander handlungsunfähig, weil *doppelt kontingent* gegenüberstehenden Akteure sollen, anders gesagt, die Unwahrscheinlichkeit ihrer Interaktionen durch Rekurs auf eine *Kultur* (auf die darin verfügbaren Erwartungen, Vertrauensvorschüsse, Normen, Werte, Regeln, Ordnungen etc.) reduzieren, die sich erst im Zuge dieser Interaktionen überhaupt bildet. Die Kultur wird als interaktionell entstanden behauptet und gleichzeitig die Interaktionen als durch Kultur erst ermöglicht.

Analog dazu finden sich auch bei Brandom Formulierungen, die, obwohl Wahrheiten und Überzeugungen als prinzipiell sprachlich konstituiert betrachtet werden, so etwas wie *Repräsentation* im klassischen philosophischen Sinn implizieren, das heißt also die *Abbildung* von Sachverhalten durch Sprache, die schon *vor der Sprache* existieren.³⁷ Auch hier scheint zum einen die diskursive Konstitution der Welt außer Frage zu stehen – Überzeugungen und Festlegungen verweisen „inferentiell“ nur auf andere Überzeugungen und Festlegungen und auf nichts anderes, das heißt auf kein „eigentliches So-Sein“ der Welt (Goodman), keinen „unrepräsentierten Inhalt“ (Davidson), kein „Ding-an-sich“ (Kant) –, trotzdem wird aber die Existenz von so etwas wie „nichtsprachlichen Tatsachen“ behauptet. Die „Konstruiertheit“

³⁶ Vgl.: Luhmann 1984: 150.

³⁷ Vgl. etwa: „Die nichtsprachlichen Tatsachen können im wesentlichen so sein, wie sie sind, auch wenn unsere diskursiven Praktiken ganz andere wären (oder es gar keine gäbe), denn welche Behauptungen wahr sind, hängt nicht davon ab, ob sie jemand aufstellt. Doch unsere sprachlichen Praktiken können nicht so sein, wie sie sind, wenn die nichtsprachlichen Tatsachen anders wären.“ (Brandom 1994/2000: 474)

scheint nur für die diskursive, sprich anthropologische Ebene zu gelten.³⁸ Jenseits davon herrscht – so ist man verleitet zu sagen – blanker *Realismus*, der die Philosophie nach wie vor in metaphysische Grabenkämpfe verstrickt.³⁹

Auf rein anthropologischer Ebene sind diese Antinomien, die an die berühmte Henne-Ei-Problematik erinnern und die sich, wie hier vorgeschlagen, als *Unterstellungen* zeitlich auseinanderziehen lassen, nicht zu lösen. Sie stoßen sich an dieser zur Ontologie nötigen Grenze. Luhmann hat deswegen im Hinblick auf die interaktionsbedingte und gleichzeitig interaktionsbedingende Kulturauffassung bei Parsons vorgeschlagen, Interaktionen auf der formalen Ebene einer systemtheoretischen Differenztheorie nicht als primär kulturell, und auch nicht als primär sprachlich vordeterminiert aufzufassen und damit eben nur auf Handlungen oder Sprechakte zu rekurren, sondern die Akteure als „black boxes“ aufzufassen, deren Operationen, in welcher *Form*⁴⁰ diese auch jeweils erscheinen, selbstreferentiell innerhalb der eigenen Grenzen („zu Hause“ würde Brandom sagen, „autopoietisch“ sagt Luhmann) ablaufen, und von daher als Komplexitätsreduktionen zu stehen kommen, oder anders gesagt, als *zunächst einmal unterstellte Einschränkungen* des Möglichkeitsraums, in dem die Interaktionspartner – egal ob Mensch, Tier, Computer⁴¹ oder gar Nervenzelle, Molekül etc. – durch eigene Selektionen reziprok an die Aktionen des jeweiligen Gegenübers anschließen, oder genauer, in dem sie anschließen *können*, eben *weil* dieser Möglichkeitsraum mit Hilfe von *Unterstellungen* eingeschränkt wird und damit nicht im *Zuviel* an Anschlussmöglichkeiten jede Aktion unterbindet. „Die schwarzen Kästen erzeugen sozusagen Weißheit, wenn sie aufeinandertreffen, jedenfalls ausreichende Transparenz für den Verkehr miteinander. Sie erzeugen *durch ihr bloßes Unterstellen* Realitätsgewissheit, weil dies Unterstellen zu einem Unterstellen des Unterstellens beim alter Ego führt.“⁴² Mit dieser, freilich stets nur temporären „Realitätsgewissheit“ wird für Luhmann (ebenso temporär) Interaktion *wahrscheinlich* und ermöglicht so, etwa im (Spezial-)Fall sprachbegabter Akteure, Kommunikation und damit die Emergenz von sozialen Systemen.

Mit dieser allgemeineren Fassung der Parsonsen Lösung für doppelte Kontingenz wird allerdings nun ein zentraler Aspekt sichtbar, der zwar prinzipiell auch Interaktionen auf anthropologischer Ebene betrifft, der aber vielleicht durch die Fokussierung auf sprachliche, beziehungsweise bei Parsons auf Handlungszusammenhänge nicht in all seiner Deutlichkeit gesehen werden kann.

Die Luhmannsche Konzeption ist ein *Differenztheorie*, was soviel heißt, wie dass sie eben nicht an einer zugrundeliegenden „Einheit“, etwa der eines sprachbegabten menschlichen Individuums oder eines zweck- (oder auch wert-)rational handelnden Subjekts ansetzt, sondern von Differenzen ausgeht, die im Prinzip *immer schon*, das heißt von welcher elementarer Ebene auch immer ausgegangen wird, stets weitere Differenzen erzeugen. Diese Konzeption ist damit auch eine *Differenzierungstheorie*, die insbesondere dann im sozialen Phänomenbereich die spezifische Differenzierung der modernen Gesellschaft – Luhmann

³⁸ Auch Rorty (2003: 184f) merkt diesbezüglich an, dass manche Philosophen – er nennt u.a. Thomas Nagel, aber auch Brandom – dazu neigen, an einer Art von menschlichem Empfindungsvermögen und menschlichen Bewusstseinsseigenschaften festzuhalten, die sie zum Beispiel Computern oder auch Tieren nicht zu zusprechen bereit sind. Die „anthropologische Grenze“, die sie damit zwischen dem Phänomenbereich der analytischen Philosophie – nämlich der menschlichen Sprache – und vorsprachlichen Zusammenhängen einziehen, hindert sie, die komplexen „*Vorleistungen*“, die, indem sie sich keineswegs auf sprachliche Interaktionen beschränken, nicht zuletzt auch die Bedingungen der Möglichkeit des „Game of giving and asking for reasons“ bereitstellen, in ihrem Gesamtzusammenhang nach zu vollziehen.

³⁹ Vgl. dazu u.a. auch etwa die Auseinandersetzung von Searle mit Derrida oder auch die zwischen Putnam und Rorty. Zu letzterer u.a. Füllsack 2005.

⁴⁰ Vgl. zur bekannten Form-Medium-Unterscheidung, die Luhmann im Anschluss an Fritz Heider vorschlägt, u.a. Luhmann 1997: 190f.

⁴¹ Vgl. dazu u.a. die Überlegungen von Peter Fuchs zur „Kommunikation mit Computern“ (1991)

⁴² Luhmann 1984: 156f.

spricht bekanntlich von „funktionaler Differenzierung“ – als Bedingung ihrer eigenen Legitimation wahrnimmt. Anders gesagt, die spezifische Differenzierungsform der modernen Gesellschaft legt es nahe, soziale Phänomene als Folge von Differenzierungsprozessen und gleichzeitig selbst auch als *Differenzen* zu beschreiben. Sie tut dies deswegen, weil sie in ihrer „Polykontextualität“, wie Luhmann meint⁴³, keine dauerhaft privilegierten Problemsichten (mehr) zur Verfügung stellt, von denen aus „grundlegende Einheiten“ wie etwa das philosophische Subjekt oder sonstige unhinterfragbare Prämissen postuliert werden können. In der Heterogenität der Problemsichten einer polykontexturalen Gesellschaft muss heute vielmehr damit gerechnet werden, dass jeder Standpunkt, jede Überzeugung, jede Wahrheit geradezu systematisch Gegen-Standpunkte, kontrastierende Überzeugungen, *andere Wahrheiten* hervorbringt und damit die Gültigkeit der ersteren zumindest tendenziell untergräbt. Was immer in einer solchen Gesellschaft für Wissen gehalten wird, kann damit nur mehr unter Einbezug des von diesem Wissen Ausgeschlossenen, des *Nicht-Wissens* als Wissen stabilisiert werden, unter Einschluss des Wissens also, dass *dieses* Wissen *kontingent* ist und überdies im Wirkungsbereich eines mittlerweile weltweit operierenden Problematisierungsbetriebs steht, in dem Wissen vorhersagbar nicht lange Bestand hat. Der Versuch, intuitiv auch noch so begründet scheinende Annahmen, als Wissen, als „Wahrheit“ festzuhalten – das heißt also auch etwa die Annahme, dass Arbeit *produktiv* zu sein hat und alle damit implizierten Aspekte – wird so zur „Kurzfristveranstaltung“.⁴⁴

Was wir hier in Anlehnung an Davidson und Brandom und im Hinblick auf die eigentliche Rahmenproblematik dieser Überlegungen als „Kontoführen“ oder auch als *Unterstellen* bezeichnen, als ein *Unterstellen*, das erst jeweils im Nachhinein, also *rekursiv* aus den damit induzierten Reaktionen *inkursiv* zugerechnete Kontostände (temporär) verifizieren kann, kommt damit vor einer weiteren grundlegenden Problematik zu stehen: Was noch zugerechnet werden kann, ist unter Umständen von äußerst *kurzem* Bestand. Selbst für grundlegend gehaltene Prämissen – etwa die, dass sinnhaft scheinende Kommunikationen ein zurechnungsfähiges menschliches Gegenüber voraussetzen, wie dies bei Brandom dafür sorgt, dass sprachliche Kommunikation umstandslos nur auf anthropologischer Ebene verortet wird – werden schnell hinfällig, wenn zum Beispiel Software-Programme wie das berühmte „ELIZA“ Verständigungen simulieren, die nicht auf den ersten Blick als Simulationen erkannt werden können (Turing-Test etc.), oder die Verhaltensforschung immer mehr Hinweise dafür findet, dass sprachliche Kommunikation in differenzierter Form auch im Tierreich zu finden ist.⁴⁵ Das Unterstellen, oder anders gesagt, das „Operieren mit Nicht-wissen“, das wir hier als grundlegende Bedingung von Problemlösungsversuchen, sprich also von Arbeit und im speziellen von Wissensarbeit, ansehen, erhält damit über seine soziale hinaus, eine *zeitliche* Dimension, die zu untersuchen, Gegenstand weiterer Forschungen sein wird.

LITERATUR:

- Axelrod, Robert (1984): *The Evolution of Cooperation*. New York (Basic Books)
- Barnes, Barry (1974): *Scientific Knowledge and Sociological Theory*. London.
- Brandom, Robert (1994/2000): *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt/M.
- Brosziewski, Achim (2003): *Aufschalten, Kommunikation im Medium der Digitalität*. Konstanz.

⁴³ Vgl. u.a.: Luhmann 1990: 666f, mit Bezug auf Gotthard Günther 1979.

⁴⁴ Zu diesem Begriff: Fuchs 1999: 157.

⁴⁵ Vgl. allgemein zu anthropologische Schwellen transzendierenden Interaktionen u.a. Fuchs 1991, Wehner 1997, Knorr-Cetina 1998, Brosziewski 2003.

- Brunner, Otto (1980): Das "ganze Haus" und die alteuropäische "Ökonomik"; in: ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. 3. Aufl., Göttingen S. 103-127.
- Cassirer, Ernst (1990): *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Frankfurt/M.
- Davidson, D. (1983/2005): Eine Kohärenztheorie der Wahrheit und der Erkenntnis; in: Davidson, Donald / Rorty, Richard (2005): *Wozu Wahrheit? Eine Debatte* (Hrsg und mit einem Nachwort von Mike Sandbothe) Frankfurt/M., S. 46-75.
- Dubois, Daniel M. (1998): Computing Anticipatory Systems with Incursion and Hyperincursion; in: Dubois, D.M. (Ed.): *Computing Anticipatory Systems. CASYS'97, AIP Proceedings Vol 437*, American Institute of Physics. New York (Woodbury), pp. 3-29.
- Fuchs, Peter (1991): Kommunikation mit Computern? Zur Korrektur einer Fragestellung; in: *Sociologia Internationalis* Bd.29, 1991/1, S.1-30.
- Fuchs, Peter (1999) *Intervention und Erfahrung*. Frankfurt/M.
- Füllsack, Manfred (2003): *Auf- und Abklärung. Grundlegung einer Ökonomie gesellschaftlicher Problemlösungskapazitäten*. Aachen.
- Füllsack, M. (2005): Wissen wissen? Zum Verhältnis von (pragmatischer) Wissenschaftsphilosophie und (systemtheoretischer) Wissenschaftssoziologie; in: „(Wie) entsteht Wissen?“ Themenheft der Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 3-4/2005, S. 8-16.
- Füllsack, M. (2006a): *Zuviel Wissen? Zur Wertschätzung von Arbeit und Wissen in der Moderne*. Berlin.
- Füllsack, M. (2006b): *Arbeit – eine Frage des (Nicht-)Wissens*; in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 3/2006, S. 22-43.
- Füllsack, M. (2006c): *Post-Produktivität? Oder: Ist es noch produktiv, Arbeit als produktiv zu betrachten?* in: Appel et al. (Hrsg.) (2006) *Grundeinkommen – in Freiheit tätig sein*. Berlin, S. 203-216.
- Füllsack, M. (2006d): *Die Unproduktivität „produktiver Arbeit“*. Aspekte aus der Geschichte der Arbeit in Russland und der Sowjetunion (Ms.)
- Günther, Gotthart (1979): *Life as Poly-contexturality*; in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*. Bd. II, Hamburg, S. 283-306.
- Habermas, Jürgen (1981): *Handlung und System – Bemerkungen zu Parsons Medientheorie*; in: Schluchter, Wolfgang, (Hg.), 1981, *Verhalten, Handeln und System: Talcott Parsons' Beitrag zur Entwicklung der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M., S. 28-48.
- Hamilton-Grierson, Philip J. (1903/1980): *The Silent Trade. A Contribution to the Early History of Human Intercourse*; in: Dalton, George (ed.) *Research in Economic Anthropology. A Research Annual*. Vol. 3, p. 1-74.
- Knorr-Cetina, Karin (1998): *Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften*; in: Rammert, Werner (Hg) *Technik und Sozialtheorie*. Frankfurt/M. (Campus), S.83-120.
- Künzler, Jan (1989): *Medien und Gesellschaft. Die Medienkonzepte von Talcott Parsons, Jürgen Habermas und Niklas Luhmann*. Stuttgart.
- Lévi-Strauss, Claude (1962/1973): *Das wilde Denken*. Frankfurt/M.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.
- Parsons, Talcott (1949): *The Structure of Social Action*. New York.
- Parsons, Talcott / Shils, Edward (1951): *General Statement*; in: dies. (eds.) *Towards a General Theory of Action*. Cambridge Mass.

- Parsons, Talcott (1977): Social Structure and Symbolic Media of Interchange; in: Parsons, T.: Social Systems and the Evolution of Action Theory. New York (Free Press), S.229-269.
- Parsons, Talcott (1978) A Paradigm of the Human Condition; in: Parsons Talcott, Action Theory and the Human Condition. New York, S. 352-433.
- Parsons, Talcott (1980): Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien. Opladen (Westdeutscher Verlag)
- Quine, William O. (1960/1980): Wort und Gegenstand. Stuttgart (Reclam). (Orig.: Word and Object. Cambridge MIT-Press)
- Rorty, Richard (2003): Wahrheit und Fortschritt. Frankfurt/M.
- Schmidt, Siegfried J. (1987): Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs; in: ders. (Hrsg.), Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M., S. 11-88.
- Tarski, Alfred (1944/1972): Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik; in: Sinnreich, J. (Hrsg.) (1972): Zur Philosophie der idealen Sprache: Texte von Quine, Tarski, Martin, Hempel und Carnap. München (dtv), S. 53-100.
- Wehner, Josef (1997): Medien als Kommunikationspartner – Zur Entstehung elektronischer Schriftlichkeit im Internet; in: Gräf, Lorenz / Krajewski, Markus (Hrsg.): Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk. Frankfurt/M. (Campus), S. 125-149.